Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932
1932

302 (28.12.1932) Unterhaltung und Wissen

Visual Library

Unterhaltung und Wissen

Wir tauschen um!

Es ist zweifellos eine sehr schöne Sitte; an einem bestimmten Tage des Jahres seinen Angehörigen, Freunden und Bekannten eine kleine oder große Freude zu machen, ihre Wünsche zu erraten und nach Möglichkeit zu erfüllen. Vielleicht ist sie von vielen noch niemals so stark empfunden worden wie gerade jetzt, in der Zeit der Armut und Arbeitslosigkeit. Das kommt immer wieder auch in den Weihnachtsfeiern der Sozialdemokratischen Partei für die Erwerbslosen und ihre Angehörigen zum Ausdruck. Ein warmer, geheizter, hell beleuchteter Saal, weiß gedeckte Tische, Musik, eine herzliche Ansprache, Kaffee und Kuchen, etwas Rauchware für die Männer, ein bunter Teller für die Kleinen, vielleicht sogar ein, wenn auch noch so bescheidener Zuschuß zum Haushaltsgelde für die Frauen — welch ein Ausmaß von Freude und Glück ist von den sonst so verbitterten und verhärmten Gesichtern abzulesen! Wenn es kein Weihnachtsfest gäbe — wir müßten wirklich gerade um aller Bedürftigen willen eine derartige Sitte erfinden, einen Tag festsetzen, an dem es für jeden, der noch Arbeit hat und über etwas Geld verfügt, eine schöne Pflicht bedeutet, aller derer zu gedenken, die heute im Dunkel stehen. —

Etwas anders allerdings wird diese schöne Sitte des Schenkens und Freudemachens empfunden, wenn ausgerechnet das Falsche geschenkt wird! So ist ein Kästchen Zigaretten zweifellos eine kostbare Gabe — aber der passionierte Nichtraucher wird sie wenig zu schätzen wissen. Oder wenn Fräulein Lieschen gelegentlich einmal im Bekanntenkreise hat verlauten lassen, sie fände die modernen kleinen Handtaschen so hübsch, und auf ihrem Weihnachtstische liegt nun zu ihrem Entsetzen ein halbes Dutzend dieser hübschen Täschchen, an die sie längst nicht mehr gedacht hat, so wird ihre Freude über diese Freundschaftsbeweise arg gedämpft sein. Was macht man nun aber mit Geschenken wie dem freundlich in die Welt schauenden Pudel aus Porzellan, den der harmlose Geber als „reizenden Schmuck für die Wohnung des jungen Ehepaares" (das so notwendig eine Kaffeemühle, ein Teesieb, einige Suppenteller gebraucht hätte!) gekauft hat, mit dem Ungetüm von Vase, dem Gartenlaubenroman und allen andern Lieblichkeiten? Da muß man eben versuchen, sie umzutauschen.

Wir sind ja nicht die einzigen! In den Tagen nach Weihnachten sind alle Warenhäuser, alle Läden gepfropft voll von Umtauschfreudigen. Aber die Sache ist nicht so einfach! Meistens wird nämlich der Kassenzettel verlangt. Hat man den betreffenden Gegenstand selbst erstanden und ihn etwa einem Familienmitglied geschenkt, so wird er in der Regel noch vorhanden sein, und der Umtausch geht glatt vonstatten, vorausgesetzt, daß es sich nicht um Lebensmittel, Haar- und Zahnbürsten, Kämme, Schallplatten, um Stoffe, die vom Ballen abgeschnitten worden sind, oder ähnliches handelt. Oft aber will sich der Kassenzettel unter gar keinen Umständen finden lassen. Hier gibt es nur den Ausweg, zu dem gleichen Verkäufer zu gehen, von dem man die Ware erhielt, und zu versuchen, ihn an den Verkauf zu erinnern. Oder man hat vielleicht noch die Verpackung die Preisangabe oder ein anderes Zeichen, das auf das Geschäft hinweist, in dem die betreffende Ware gekauft wurde. Auch in diesen Fällen werden heute in den meisten Warenhäusern und Läden die Gegenstände anstandslos umgetauscht. Das gilt als „Dienst am Kunden", den man unter keinen Umständen verärgert sehen, sondern sich auch für die Zukunft erhalten will. Dadurch, daß der Verkäufer den Kassenzettel fordert, will er ja keineswegs bürokratisch den Käufer zur Ordnung erziehen, sondern es kommt ihm einzig und allein auf den Beweis dafür an, daß die Ware auch wirklich in seinem Geschäft gekauft worden ist.

Einen verbrieften Anspruch auf Umtausch gibt es freilich nicht, auch keinen Anspruch darauf, sein Geld zurückzuerhalten. Es ist vielmehr in den großen Warenhäusern üblich, am gleichen Lager einen Gegenstand gegen einen andern umzutauschen. Rückgabe des Geldes erfolgt im allgemeinen nur dann, wenn wir einen Fehler in dem gekauften Gegenstande nachweisen können, den der Verkäufer verschwiegen hat, in besonders entgegenkommenden Geschäften auch dann, wenn der Käufer „Reue über seinen Kauf empfindet". Auch hier gibt es jedoch keinen Rechtsanspruch, sondern der Umtausch bzw. die Rückgabe des Geldes liegt im Belieben des betreffenden Geschäftes, wenn nicht vorher ausdrücklich bei Ausgabe des Kassenzettels vereinbart wurde, daß der Kauf jederzeit rückgängig gemacht werden könne.

Was soll man aber mit den Gegenständen anfangen, deren Kaufquelle schwer oder gar nicht zu ermitteln ist? Das ist die schwierigste und komplizierteste Frage! Hier gibt es nur zwei Wege: Entweder mutig bei dem Geber vorstellig werden, um mit List oder Gewalt die Kaufquelle zu erfahren (wobei man riskieren muß, ein tief gekränktes Gemüt zurückzulassen, das absolut nicht begreifen kann, wie ein Mensch einen sooo schlechten Geschmack h[illegible] könne, gerade dies Geschenk nicht schön zu find[illegible] oder eben zu resignieren und den Porzellanpudel oder die giftgrüne Vase zu den Gaben vom Vorjahre zu stellen, die ebenfalls den „glücklichen" Empfänger nach der Meinung des Gebers so „freudig überraschten". In allen andern Fällen aber wird man den Ausspruch einer jungen Hausfrau in die Tat umsetzen, die nach Weihnachten, schwer beladen mit Paketen und Päckchen, in ein Warenhaus kam die Ladung mit einem Seufzer der Erleichterung absetzte und meinte: „Ach, wissen Sie, Fräulein, das schönste an den meisten Weihnachtsgeschenken ist doch, daß man sie — umtauschen darf!" —

Wie man Kriege verhütet

Von J. Jefferson Farjeon

Wir saßen rings um den Gasthaustisch, und jeder von uns vieren las seine Zeitung. Plötzlich legten wir alle die Zeitungen weg, kamen ins Gespräch und beschlossen, den Krieg aus der Welt zu schaffen. „Krieg ist verdammenswert", sagte Smith. „War immer verdammenswert", sagte Jones. „Wird immer verdammenswert sein", sagte ich. Der vierte Mann sah von seinem Teller Bohnen auf und nickte. Es war ein rasches Nicken. Er wollte sich nicht unnötig lange von seinen Bohnen ablenken lassen.

„Und er könnte doch so leicht aus der Welt geschafft werden", erklärte Smith, „wenn die Welt nur eine Spur von Vernunft hätte." Wir baten ihn, seine Methode zu erklären, und waren bereit, ihm sofort zu widersprechen. Aber er meinte nur den Völkerbund.

„Was soll der Völkerbund also tun?" fragte ich, scharf nachdenkend. Denn auch ich hatte die Sprache auf den Völkerbund bringen wollen und mußte mir nun eine andere Methode ausdenken. „Was er tun müßte?" erwiderte Smith. „Sich gegen jeden Staat stellen, der einen Krieg anfängt."

„Aber wie?" fragte der Bohnenesser.

Smith schwieg einen Augenblick. Diese Gelegenheit benützte Jones, um einzugreifen: Er schlug mich um eine Fünftelsekunde.

„Wohl, indem er mit den Staaten, die einen Krieg anfangen, selber einen Krieg anfängt?" sagte Jones höhnisch. „Und noch einen größeren Krieg, nicht wahr? Nun, das hätte uns gerade noch gefehlt!"

„Und was wäre Ihre Methode?" schnappte Smith zu.

„Die einfachste der Welt!" antwortete Jones und hielt inne. Ich nahm an, daß er eine ganze Menge Methoden habe und nur nachdenke, um eine Auswahl zu treffen. „Nehmen wir an, es gebe keine Schlachtschiffe", sagte er dann, nachdem er sich entschieden hatte. „Nahmen wir an, es gebe keine Bombenflugzeuge, keine Bomben, keine Giftgase. Dann könnte man doch keinen Krieg führen, nicht wahr? Oder könnten Sie es vielleicht?"

„Warum nicht?" fragte der Bohnenesser.

„Wollen Sie ohne Waffen kämpfen?" erwiderte Jones.

Diesmal schlug ich Smith um eine Fünftelsekunde. „Wenn man keine Kanone hat", setzte ich fort, „kann man mit den Fäusten kämpfen, und wenn man keine Fäuste hat..."

„Machen Sie sich nicht lächerlich! Wir alle haben Fäuste", unterbrach mich Jones herzlich. „Wenn man keine Fäuste hat", fuhr ich fort, ohne mich bei ihm zu bedanken, „kann man Fußtritte versetzen, und wenn man keine Füße hat, kann man beißen..."

Alle blickten drein, als ob sie meinen Gedanken ungemein töricht fänden. Auch der Bohnen-Mann. Da ich in diesem Punkte mit ihnen übereinstimmte, setzte ich hastig fort: „Nein, der Völkerbund wird den Krieg nicht aus der Welt schaffen. Und auch keine Abrüstung. Aber ich kann euch sagen, wie man ihn wirklich aus der Welt schaffen kann!"

Nun blickten sie mich an, als ob ich jeden Augenblick wahnsinnig werden könnte. Aber dieses Mal stimmte ich nicht mit ihnen überein. „Wissen Sie nicht, was ich meine?" lächelte ich. „Wer beschließt denn Kriege? Das Volk oder das Parlament?"

„Das Parlament", gaben sie zu.

„Nun also. Da braucht man doch nur seine 615 Mitglieder des Unterhauses oder seine 615 japanischen Jim-Jams oder seine 615 chinesischen Tching-Tschangs in die vorderste Linie zu schicken. Dieselben Burschen, die „Ja, wir sind für den Krieg!" sagen. Das würde Kriege verhüten! Wenn die bestimmt — wohlgemerkt, bestimmt — wüßten, daß sie als erste drankommen, dann würden sie sich schon bemühen, eine andere Methode herauszubekommen."

Eine Gesprächspause trat ein. Mit Entzücken bemerkte ich, wie unbeliebt ich mich langsam machte. „Und welche wäre die andere Methode?" fragte der Bohnenesser.

„Ach was, das müßten Sie herausbekommen", erwiderte ich. „Das ist Ihre Aufgabe."

„Ja, aber nun sind wir doch schon dabei, uns für Sie den Kopf zu zerbrechen", antwortete der Mann mit den Bohnen zwischen zwei Löffeln. „Sie wissen es also nicht. Aber ich weiß es."

„Nun?" fragten wir.

„Es gibt nur eine Möglichkeit, den Krieg aus der Welt zu schaffen", erklärte er feierlich. „Krieg ist nichts anderes als ein gesteigerter Ausdruck unserer streitsüchtigen Natur. Wenn wir alle friedliebend und verträglich werden, wird niemand mehr zum Kriegführen übrigbleiben. Das ist die Lösung!"

In diesem Augenblick trat der Kellner an unsern Tisch heran und wollte den Teller des Bohnenessers wegtragen. „In Dreiteufelsnamen! Was glauben Sie denn eigentlich?" schrie der Bohnenesser wutentbrannt und wurde feuerrot im Gesicht. „Sehen Sie denn nicht, daß ich noch nicht fertig bin?"

Der Kellner zog sich hastig in seinen Schützengraben zurück, während die vier Friedensapostel einander anstarrten.

(Einzig autorisierte Uebersetzung aus dem Englischen von Leo Korten.)

Sichere Voraussage

Herr Zwickel bestellte im Restaurant einen Kognak. „Ehe der Krach losgeht", sagte er.

Nach einer Weile winkte Herr Zwickel dem Kellner: „Noch einen Kognak, ehe der Krach losgeht!" Und er trank den Kognak mit einem Zuge aus.

„Verzeihung", fragte der Kellner, „aber der Herr sprachen immmer von einem Krach. Was meinen denn der Herr damit?"

„Der Krach geht gleich los, wenn ich Ihnen sage, daß ich nicht zahlen kann."

Es lohnt sich nicht

Der Schotte Macpherson ist der geizigste Mensch der Welt. Wenn er eine Zigarre rauchte — vorausgesetzt, daß man ihm eine schenkte —, so rauchte er sie auf bis zum letzten Rest; den Stummel kaute er als Kautabak, und die Asche benutzte er zum Schnupfen.

Aber kürzlich hat er das Rauchen ganz aufgegeben. Es ärgerte ihn, daß er den Rauch nicht auch noch ausnutzen konnte.

Erst ausreden lassen

Der Kapitän ruft: „Anker runterlassen!" Petersen antwortet: „Tja, Herr Kapitän..."

„Keine Widerrede! Lassen Sie den Anker runter!"

Es gibt einen Plumps.

„Sitzt die Kette fest, Petersen?"

„Die Kette? Da ist ja gar keine Kette mehr dran, Herr Kapitän."

Zwei Lebende und ein Toter

Roman von Sigurd Christiansen

(5. Fortsetzung.)

„Ich muß sagen, ich wundere mich überhaupt mehr und mehr über Sie."

Berger schüttelte den Kopf, wehrlos ob der überraschenden Wendung. „Schmutz?" sagte er, „nein, aber ich war der beste Freund von Quisthus. Und ich habe nur den einen Wunsch, daß er nicht tot wäre."

„Darin stehen Sie wohl kaum allein."

„Mir scheint es fast so. Hätte Quisthus dasselbe getan, wie ich, dann lebte er jetzt noch — dann wäre er jetzt besser dran. Andrerseits aber gewinne ich den Eindruck, als wäre es ein Unrecht, daß ich am Leben geblieben bin."

Der Postdirektor räusperte sich gereizt. „So ist das nicht aufzufassen."

Berger sah ihn erstaunt an. „Dann irre ich mich also", sagte er. — „Wie ist es denn aufzufassen?"

Eine kleine Pause entstand. Der Postdirektor saß da und starrte ihn mißbilligend, beleidigt und beinahe wütend an. Endlich sagte er, hart und schneidend: „Darüber werden wir uns schon einigen. Vorläufig möchte ich wissen, was Sie zu erzählen haben. Es wäre interessant, zu hören, ob Ihr Bericht sich mit dem von Herrn Lüders deckt. — Aber das wird er natürlich."

Berger erzählte mit kurzen Worten, etwas verwirrt und sprunghaft, das wenige, was er wußte. Wie er durch Lüdersens Ruf aufgeschreckt worden sei. Wie es ihm eingefallen sei, erst die Kasse in Sicherheit zu bringen. Wie er das aber wieder aufgegeben habe, um lieber zu Hilfe zu eilen, als er den Schrei und den Fall hörte. Er berichtete von dem Mann mit dem Revolver und der heruntergerissenen Maske. Und von dem letzten Auftritt mit dem zweiten Verbrecher. „Tatsächlich, mir blieb keine Wahl", sagte er, „einerlei, ob er auf mich geschossen hätte oder nicht, die Kasse hätte er auf alle Fälle geplündert. Warum sollte ich mich da erschießen lassen?"

Der Postdirektor dachte einen Augenblick nach. „Sie sind also ganz sicher, daß Sie die Kasse nicht hätten retten können?"

„Ja."

„Auch nicht durch einen plötzlichen Gegenangriff?"

Berger deutete mit einer Bewegung auf den Verwundeten.

„Herr Postdirektor sehen selbst, wie es Lüdersen erging."

„Ganz recht, aber der hat es eben gewagt."

Berger nickte.

„Ja", sagte er, „ich habe darüber nachgedacht. Es war dumm genug von ihm. Er hat alle Ursache, froh zu sein, daß er so davongekommen ist. Außerdem ist zwischen den zwei Situationen ein Wesensunterschied."

„Wieso?"

Berger wandte sich mit einem ruhigen Blick an Lüdersen. „Ist es nicht so?"

Lüdersen runzelte nur unwillig die Stirn. „Ich weiß nicht, was du meinst", sagte er. „Das heißt, du hast natürlich ein gewisses Interesse dran, das was geschehen ist, zu vertuschen — sowohl das was dir geschah, wie das was mir geschah. Mir scheint, deine Lage war genau die gleiche wie meine. Obendrein hattest du noch mehr Zeit."

Berger lächelte nachsichtig. „Ganz recht", antwortete er, „eben das war das Entscheidende. Hättet ihr beiden anderen auch etwas Zeit gehabt, läge Quistlus heute nicht in einem Sarg und du wärest ohne die kleidsame Bandage."

Lüdersen errötete heftig. „Kleidsam?" fragte er wütend.

„Ja, den Eindruck machst du."

„Aber ich bitte, meine Herren, ich bitte." Der Postdirektor klopfte mit dem Zeigefinger hart und zurechtweisend auf den Schreibtisch. „Ich will davon nichts wissen. Persönliche Bemerkungen sind hier durchaus nicht am Platze. Es ist einleuchtend, daß Ihre Stellung, Herr Berger, im Vergleich zu derjenigen der beiden andern Herren recht unvorteilhaft ist. Diese taten nämlich beide ihre Pflicht vollauf und noch etwas darüber hinaus."

„Und ich?"

„Tja — vollauf wohl kaum."

„Meine Pflicht war also, zu sterben?"

„Ihre Pflicht war, die Ihnen anvertraute Kasse zu verteidigen."

„Das ist gleichbedeutend. Anders kann ich es nicht auffassen."

Keiner antwortete.

„Habe ich recht oder nicht?" Er wandte sich erst an Lüdersen, der regungslos dasaß und ihn stumm und haßerfüllt ansah. Dann wandte er sich an den Postdirektor. „Habe ich recht, oder nicht?"

Aber auch der Postdirektor vermied es, zu antworten. „Davon ist jetzt nicht die Rede", sagte er. „Sie sind zu erregt, begreiflicherweise."

Aber Berger biß sich an der Frage fest. Er wollte sie nicht lassen, fühlte aber selbst, wie erregt er war. Er wischte sich den Schweiß von der Stirn und versuchte, die Pause nach der Antwort zu benutzen, um zur Ruhe zu kommen. Gesenkten Blickes stand er da und bemühte sich, seiner Erregung ein wenig Herr zu werden. Als er wieder aufsah, war er ruhiger. Und er fragte leise, aber eindringlich: „Das Postwesen, das meine Arbeit für eine nicht allzu hohe Bezahlung kauft, verlangt also von mir, daß ich mein Leben wage, wenn es die Kasse gilt?"

Der Postdirektor schüttelte unwillig den Kopf. „Gott nein — verlangen tut das selbstverständlich keiner; aber so, wie Sie sich benommen haben, das sieht denn doch etwas wunderlich aus. Hier im Polizeibericht steht's ja auch." Seine Hand klatschte leicht auf die Papiere, die auf dem Tisch vor ihm ausgebreitet lagen.

„Und der wird weitergeschickt an die Postverwaltung?"

„Selbstverständlich. Aber Anklage oder Disziplinarverfahren riskieren Sie kaum. Ja, das wäre wohl alles."

Berger richtete sich auf, sein Gesicht war sehr weiß geworden. „Nun ist es genug", sagte er. „Ich habe immer versucht, meine Pflicht zu tun — und noch ein wenig darüber hinaus. Ich habe mindestens so gute Arbeit geleistet, wie irgendeiner hier im Büro." Er nickte dabei unwillkürlich zu Lüdersen hinüber, der ärgerlich die Achseln zuckte. „Und", fuhr er fort, „ist es nicht die Arbeit, wofür ich bezahlt werde? Ich habe meine Zeit verkauft, mein Leben nicht. Und ich bin froh und stolz auf das, was ich getan habe. Jeden Augenblick täte ich wieder dasselbe. Ich war Quisthus' bester Freund, aber ich habe keine Lust, mit ihm zu tauschen. Ich habe keine Lust, die Leiche zu sein, die jetzt mit fetten Worten von Pflichttreue auf die Seite gebracht werden soll. Aber darauf kommt's doch nicht an."

Der Postdirektor sah ihn halb befremdet, halb mitleidig an. „Und worauf kommt es an?"

Berger hielt seinen Blick aus. „Daß er tot ist."

(Fortsetzung folgt.)

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg